

ANNE HAHN
GEGENÜBER VON CHINA
ROMAN



Anne Hahn, geboren 1966 in Magdeburg, studierte Kunstgeschichte an der Humboldt-Universität Berlin. 1989 wurde sie bei einem Fluchtversuch an der aserbaidjanisch-iranischen Grenze verhaftet und war sechs Monate politische Gefangene in der DDR. »Gegenüber von China« ist die Neuauflage ihres ersten Romans, der 2005 unter dem Titel »Dreizehn Sommer« erschienen ist. Seitdem entstanden diverse Sachbücher zu subkulturellen Themen, unter anderem »Satan, kannst du mir noch mal verzeihen« (Ventil, 2008), die Biografie von Otze Ehrlich, dem einzigen Star des DDR-Punk. Ihr zweiter Roman »DreiTagebuch« erschien im Mai 2014 bei Ventil. Sie lebt mit ihrer Familie in Berlin

»Gegenüber von China« wurde erstmals unter dem Titel »Dreizehn Sommer« (2005) beim SchirmerGraf Verlag, München, veröffentlicht

Foto S. 5: Rainer Bormann

© der überarbeiteten Neuausgabe 2014
Ventil Verlag UG (haftungsbeschränkt) & Co. KG, Mainz
Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2014

Layout und Satz: Oliver Schmitt
Cover unter Verwendung von BStU-Archivbeständen
Gesetzt aus der Garamond Premier Pro und Mr Alex
Druck: fgb, Freiburg
ISBN: 978-3-95575-025-1

www.ventil-verlag.de

ICH WACHE AUF. Kopfschmerz hämmert. Die Sonne hat den Rand des Matratzenlagers erreicht.

Rico schläft zusammengerollt wie ein Kind. Daneben Tim, schnarchend. Ich erhebe mich mühsam.

Im Zimmer nebenan steht das Schachbrett auf dem Tisch, der schwarze König liegt noch da, wo Tim ihn gestern Abend fluchend hingeschmissen hatte. Drumherum Asche, Kippen, Brotreste. Wein- und Bierlachen trocknen. Es stinkt. Auf der Matratze vor dem Ofen liegt nur die Decke, E.T. ist also doch arbeiten gegangen. Ich koche Kaffee. Mein Blick fällt auf die Wandzeitung an der Küchenwand. Die ausgeschnittenen Artikel der »Volksstimme« und des »Neuen Deutschland« knistern im warmen Wind, der vom Küchenfenster hereinzieht. Ich nehme die Tasse und stelle mich vor die angepinnte Sammlung.

»In der BRD müssen Kinder barfuß zur Schule gehen, nicht einmal für ein Pausenbrot reicht das Geld der arbeitslosen Eltern!«

Ich muss kichern. Mein Gott, wo leben diese Schmierfinken nur. Die haben bestimmt noch nicht die Verfilmung von Günter Wallraffs »Ganz Unten« gesehen. Wallraff stand in einer sonnigen Dreiraumwohnung im Ruhrpott, wies mit tränenerstickter Stimme auf eine etwas schmutzige Badewanne und meinte: »So müssen hier die Arbeiter leben!« Im Kino ging ein Pfeifkonzert los. Einige Leute fluchten, andere lachten, viele gingen auf der Stelle.

Ich nehme den leeren Eimer und gehe ein Stockwerk nach unten, Wasser holen. Im kleinen Waschbecken des dämmrigen Flures glänzt es gelblich. Der Gestank verfliegt langsam. Etliche Liter müssen darüber laufen, bevor ich den Eimer hineinstelle. Da hat wieder jemand reingepisst. Ich werfe einen wütenden Blick auf die Tür der Hinterhaussäuer.

Schleppe den Eimer nach oben, wasche mich mit zwei Schüsseln im Waschtisch.

Tim kommt in die Küche. Zerknittert.

»Hi, ich geh ma pissen.«

»Pass auf, seit E.T. hier pennt, hängt die Decke noch mehr durch!«

»Ich weiß.«

Zum Frühstück röste ich Salamischeiben auf dem kleinen elektrischen Kocher, Toast und Käse stehen bereit.

»Nähen wir heute? Ich hab' kein Geld mehr. Wir müssen wieder was verkaufen!«

Tim streckt sich gähnend. »Nee, ich geh erst mal ins Volksbad, dann hab' ich noch was vor.«

»Also Café Liliput?«

»Gegen drei«, sagt Tim und läuft die Treppe hinab.

»Wann kaufen wir Laken?«, schreie ich hinterher.

»Später«, tönt es aus dem Hof zu mir herauf.

Ich gehe ins Zimmer, die alten Sessel und das kaputte Sofa sehen im Sonnenlicht sehr heruntergekommen aus. Die Fehlfarben-Kassette knirscht im kleinen Recorder bei jeder Umdrehung.

»Was ich haben will, das krieg ich nicht, und was ich haben kann, das gefällt mir nicht.«

Als ich an der elektrischen Nähmaschine sitze, kommt Rico aus dem hinteren Zimmer und streckt sich. Ich muss lächeln.

Seine Haare stehen nach allen Seiten ab, er streicht sie, meinem Blick folgend, mit beiden Händen glatt an den Kopf.

»Rico, ich brauche Geld, wir müssen Essen und Stoff einkaufen. Gehst du mal wieder Bücher verticken? Diesmal vielleicht das Antiquariat in der Karl-Marx-Straße, ja?«

Rico gähnt und nickt, sieht auf die Maschine.

»Kinderklamotten?«

»Nee, heut mal 'ne Hose für mich.«

Ich führe zwei zurecht geschnittene Lagen breit gestreiften Stoffes unter die Nadel. Rot und lila.

»Heiße Farben«, sagt Rico und wirft sich auf das Sofa. Staubwolken steigen auf.

»Das erste Licht fällt auf dein Haar«, tönt es zart aus dem Recorder. Rico mustert das Schachbrett, schnipst den König mit den Fingern weg. Er kullert zum Tischrand. Stürzt ab. Neben dem Sofa liegt ein Buch auf dem Boden. »Papillion.« Heute Abend muss es ausgelesen sein und weitergegeben. Rico angelt es hoch und blättert darin. Das Rascheln verebbt. Ich fühle seinen Silberblick auf den Händen.

»Wie findesten eigentlich Heinrich Mann?«

»Gut, mir gefällt er besser als sein Bruder. Er hat das auch gelebt, worüber er schreibt.«

Ich halte im Nähen inne. Die blonden Haare auf Ricos Armen stehen wie goldene Stacheln im Mittagslicht. Sein Gesicht mit den geblähten Nasenflügeln liegt im Schatten.

»Aber du liest doch immerzu Klaus Mann, und dann sagste noch, der hätte nicht sorgfältig gearbeitet.«

Natürlich liebe ich Klaus Mann. Viel gibt es nicht zu lesen, den »Wendepunkt« habe ich schon mehrfach verschlungen, mir vorgestellt, mit Klaus auf der Terrasse des Café du Dôme in Paris zu

sitzen, ich bin mit ihm auf einem Ozeandampfer nach New York gereist, habe mit ihm Haschisch in nordafrikanischen Hotelzimmern gegessen. Aber gewisse Wiederholungen, die immer gleiche niedrige Stirn und der umwölkte Blick seines Protagonisten, die verzeihe ich meinem Meister nicht.

»Rico, jemanden wirklich lieben heißt auch, ihn kritisieren zu dürfen, verstehste?«

Rico sieht aus dem Fenster.

»Und, kritisierst du auch Hans, weil er nicht mehr an dich denkt, seit er im Westen ist?«

Wütend trete ich das Pedal der Maschine, rattere und schiebe. Warum durfte Hans sofort ausreisen? Ein halbes Jahr war ein Fingerschnipsen. Wie viele Leute schon mehr als drei oder vier Jahre auf ihre Ausreise warten!

Dass ich mich so verlieben musste. Ich hatte wenige Wochen vorher Pit verlassen und fühlte mich endlich erkannt und geliebt. Wir schwebten durch die Stadt. Hans tippte mir nachts, wenn wir nach stundenlangen Spaziergängen nach Hause fanden, Liebesgedichte auf meiner Erika. Er war mein Gott. Diesen Gott brachte ich nach Berlin, zum Tränenpalast. In der S-Bahn von Schöneweide kommend sahen wir Westberlin im weißen Sonnenlicht liegen, strahlend schöne Neubauten. Ich klammerte mich an Hans, er streichelte meine Hände, sah hinaus und lächelte. Ich hasste ihn dafür. Unsere Liebe war nicht zu Ende gebracht, nicht ausgelebt, nicht müde geworden.

Ich will ein Zeichen von ihm, warte auf eine Karte. Ein Telegramm, einen Gruß. Und warte nicht. Jedes Zeichen würde alles wieder aufreißen. Am liebsten würde ich sofort hinterher, fliegen, beamen, mich durchgraben.

Ich hab' schon wieder diesen Kloß im Hals. Am schlimmsten

ist es, hier zu wohnen, in seinen Räumen, seiner Wohnung. Auf dem Matratzenlager zu schlafen, auf dem wir uns geliebt haben. Aberwitzig, mein Freund reist aus, und ich ziehe in seine Wohnung. Krieche zwischen seine Staubkörner, seine fallen gelassenen Krümel, lese an den Wänden seine Blicke ab, sein Lachen.

Warum musste Rico davon anfangen?

Ich stehe auf und probiere die neue, hautenge Hose an. Passt klasse zu den schwarzen, hohen Stiefeln. Ich betrachte mich im kleinen Spiegel über dem Waschtisch in der Küche. Dazu bin ich auf den Hocker gestiegen. Drehe die Hüften und lächele zufrieden. Aus dem Zimmer dringen die Gitarrensongs von Billy Bragg herüber. Im Spiegel sehe ich, wie Rico beginnt, Luftgitarre zu spielen.

Es klopft energisch.

»Ja? Is offen.«

Ein Mann in einer Windjacke steckt vorsichtig den Kopf zur Tür herein.

»Fräulein Adler?«

Ich springe vom Hocker, stelle mich an den Türrahmen.

»Sie sind bestimmt falsch hier!«

Im dunklen Hausflur steht noch ein Mann, beide haben glatte, rasierte Gesichter, tragen helle Jacken. Handgelenktaschen. Sie sprechen sehr leise.

»Guten Tag, wir sind von der Humboldt-Universität, wollen uns mit Ihnen über den Verlust Ihres Studienplatzes unterhalten.«

Ich muss lachen, sage nur »Ach nee« und will schon wieder die Tür schließen, als der Blonde seinen Fuß in den Rahmen stellt. »Fräulein Adler, überlegen Sie sich bitte sehr gut, was Sie jetzt tun, es wäre besser, wenn Sie mit uns reden würden.«

»Probleme, Nina? Wer essen da?«

Rico kommt in den Flur. Der Mann zieht sofort seinen Fuß zurück, zischt: »Heute, 16 Uhr, Zimmer 332, Damaschkeplatz 1!«

Weg sind sie. Ich bin verblüfft. »Jetzt wollen die mich.«

»Wer, was erzählst du denn?« Rico sieht mich fragend an.

»Na die Stasi«, stoße ich hervor.

Ich schwanke. Halte mich am Rahmen der Toilettentür fest und spähe durch den schmalen Spalt der angelehnten Tür in das Hinterzimmer der Kneipe. Aus dem Schankraum grölen meine Freunde Fußballlieder herüber. Mit dem Fuß stoße ich den Spalt weiter auf.

»Oho, wen haben wir denn da?«

Habe ich doch richtig gesehen, auch wenn mein Blickfeld heute Abend schon etwas verwackelt ist. Da hocken doch wirklich ein paar Leute aus meiner alten Klasse zusammen, Mo, Katrin, Lars, Maren und noch ein paar, die ich erst gar nicht erkenne.

Lars, mit dem ich mich in der vierten Klasse mal geküsst habe, ist aufgestanden und kommt mir entgegen. Strahlt, reicht mir seine Hände. Ich greife sie und sehe an mir hinunter, mein weiter Pullover ist bekleckert, die Schuhe schmutzig. Meine Haare sind schwarz gefärbt. Der Pony ist kurz geschnitten, er steht struppig über meiner Stirn.

Es ist dunkel im Hinterzimmer. Und still. Der Raum ist nur von Kerzen beleuchtet, zwei Handvoll Menschen sitzen um einen langen Tisch und starren mich an. Bierflaschen und Weinkegelche in den Händen. Einige Stühle sind frei geblieben. Mir wird schwindelig.

Lars führt mich zu einem der freien Stühle. Setzt mich ab

wie ein Kind bei einer Geburtstagsfeier. Ich sehe in die Runde.
»Hi!«

Lars ist wohl der einzige, der sich über mein Erscheinen freut. Er zieht sich einen Stuhl heran.

»Wir wollten 'n Klassentreffen machen, haben aber nicht alle erreicht. Na, nu sinn ja schon vier Jahre vorbei, seit wir aus de Penne sinn. Dein Alter wor schlecht jelaunt, er hat jesacht, er weiß nich, wo de momenton wohnst!«

»Was?« Ich lache böse auf. »Das sagt er, weil er sich weigert, mich in meiner jetzigen Wohnung zu besuchen.«

Lars lächelt beschwichtigend. »Siehste, nu biste ja hier, die Welt is eben ein Dorf und Machdeborch och. Guck mal, Mo und Katrin sind och da.«

Er weist auf die beiden, die mich seit meinem Eintreten nicht aus den Augen gelassen haben.

»Wir sehen uns ja noch!«

Beschwingt erhebt sich Lars und trabt auf die andere Seite der Tafel, wo die Jungs der Klasse sitzen. Lars. Er trägt einen albernen Oberlippenbart. Aber seine Augen funkeln lustig.

Mein Kopf wackelt ein bisschen, als ich Lars hinterhergrinse. Vorsichtshalber halte ich mich mit einer Hand an der Tischkante fest und klappere mit den Fingern der anderen einen schnellen Takt auf den Holztisch. Mo stößt Katrin unter dem Tisch an. Katrin erhebt sich, streicht ihren Rock glatt, nimmt eine Flasche Stierblut und kommt zu mir.

Mir ist schlecht. Ich müsste sofort aufstehen und zu meinen Freunden zurückgehen. Das hier ist viel zu anstrengend. Katrin habe ich seit dem Zelten nicht mehr gesehen, Lars und die anderen seit der Abschlussparty nicht mehr. Aber sie sehen alle unverändert aus. Artig. Angepasst.

Katrin setzt sich neben mich, schenkt mir ein Glas ein. Ihr strohblonder Pferdeschwanz wippt hin und her. »Hallo.«

Ich runzle die Stirn. Der Pferdeschwanz schwingt doppelt und dreifach. »Wo bist'n du jetzt? Wieder hier?«

»Ja, nein, ich mache nur ein Praktikum. Den Sommer über. Arbeite in einem Büro für Stadtplanung in Sudenburg.«

»Stadtplanung!« Ich schnaube verächtlich. »Was plant ihr denn da Schönes? Kindergärten für die Entwicklung sozialistischer Persönlichkeiten? Parteischulen? Gefängnisse? Davon haben wir noch nicht genug!«

Katrin zuckt zurück. Sie sieht den Hass in meinen Augen. »Aber Nina, was ist denn mit dir los? Mo hatte wahrscheinlich doch Recht!«

»Womit? Ach so, man ist sich schon schwesterlich einig geworden. Ihr wollt mich doch gar nicht dabei haben hier, ich bin für euch doch das perfekte Feindbild!«

Mo ist aufgesprungen, hinter meinen Stuhl getreten. Sie ist schön geworden. Der Bubikopf sitzt wie eine schwarze Kappe auf dem zarten Gesicht, ihr Körper wirkt runder. Ich schaue hoch und umschließe Mos Finger mit meiner Hand. »He, hältst du mich für verrückt?«

»Quatsch.« Mo setzt sich auf die andere Seite.

»Du bist nur so weit weg, du warst mal so ... so heiter, so fröhlich ...«, sagt sie mit warmer Stimme.

Ich beruhige mich. Augenblicklich. Trinke das Glas in einem Zug aus. »Ja, fröhlicher war ich wirklich. Ich lache heute auch noch viel. Aber es klingt nicht fröhlich.« Meine Stimme wird schneidend. Die anderen sehen aus den Augenwinkeln zu uns dreien herüber. »Ich habe meine Arbeit verloren, meinen Studienplatz in Berlin, es gibt hier nichts mehr zu wollen für mich.«

Ich sehe Mo und Katrin an, genieße das Erschrecken der beiden.

»Aber wieso denn nur, um Himmels willen!« Mo hebt die Hände, berührt meinen Pulli, will mir die Hand auf die Schulter legen. Mein Blick hält sie davon ab.

»Na los«, sagt Katrin, »erzähl!«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen; wie ihr vielleicht wisst, hab' ich Punkkonzerte organisiert. Das gehört sich nicht für einen Mitarbeiter des Staatsapparates! Die haben mich mit großem Brimborium gefeuert, ich kann jetzt nicht mal mehr als Putzfrau arbeiten! Reicht das in Kurzform?«

Mo und Katrin sehen sich an.

»Aber du warst doch Krankenschwester, wieso ...«

»Ach Katrin, du hast ja lange nix von mir gehört. Ich hab' doch gleich ein halbes Jahr nach dem Schwestern-Studium aufgehört. Hatte diese komische Allergie gegen Lösungsmittel und konnte im Kulturkabinett anfangen. Mann, war ich stolz damals! Ha!«

Ich lache heiser und merke, wie weit ich schon von allem entfernt bin. Von diesen beiden, meinem Leben von vor zwei Jahren. Als wir Zelten waren, schien alles möglich. Jetzt weiß ich nicht mal, wie ich mit ihnen reden soll.

»Aber man feuert doch niemanden einfach so, du musst doch etwas Schlimmes angestellt haben!«, entrüstet sich Katrin.

»Tja, ich hab' mich für die falschen Leute eingesetzt. Hab' eben Punkkonzerte gemacht, anstatt artige Kuschel-Rocker einzuladen oder ein nettes Kabarett zu organisieren.« Ich winke ab. Klar hätte ich was anderes machen können. Der Job war das reinste Ruhe-kissen. Warten auf den Studienplatz und ab und zu eine kleine, feine Veranstaltung organisieren. Aber dann lernte ich die Punks kennen, die Leute von der Theatergruppe. Wir hingen immer

zusammen rum. Die meisten waren aus Schule, Lehre oder Job geflogen wegen der Iros, den Klamotten oder ihrer sogenannten Verweigerungshaltung. Wir waren alle ausgestoßen, gezeichnet. Das machte uns stark in unserer Hilflosigkeit. Alles wurde umgekrempt in meinem Leben. Als ich mich von Pit getrennt hatte, fing meine zweite, wilde Kindheit an.

»Aber da hätte man doch reden, diskutieren können. Und was hattest du für einen Studienplatz?«

Katrins Frage holt mich zurück an den Tisch im Hinterzimmer einer Kneipe. Was mache ich hier? Mo sieht mich besorgt und ungläubig an.

»Äh«, ich stoße geräuschvoll auf, »Kulturwissenschaften, ich wollte doch mal ein Kulturhaus leiten. Hatte dafür schon so viele Ideen ...«

Ich bin erschöpft, habe keine Lust, alles zu erklären. Dass hier für mich alle Messen gesungen waren. Wenn ich nur an diese Verhandlung denke. Die Mitarbeiter des Rates der Stadt, der Parteisekretär, der FGDB-Vorsitzende, alle im Rund. Versammelt, um mich wieder auf den rechten Weg zu bringen. »Fräulein Adler, Sie sind sich hoffentlich der Tatsache bewusst, dass Sie vom Westen gesteuert werden?«

Es war vorbei, ich sah meinen Studienplatz davon flattern wie ein aufgeschrecktes Vögelchen. Und das alles, weil ich eines Nachmittags im Café Liliput gegessen hatte. Zugegeben, während der Arbeitszeit. Wir waren fünf oder sechs, es kamen ständig welche dazu. Die Rutschbänke um den kleinen Ecktisch füllten sich schnell. Ein durchreisender Punk hatte seine Heule dabei und hörte Kassette. Die Verkäuferinnen, sonst damit beschäftigt, am Kaffeetresen zu dösen, kamen aufgeregt zu uns.

»Das ist ein Lokal, Sie können hier keine Musik abspielen!«

Wir lachten, Katja holte ihre weiße Ratte aus der Jacke und wedelte vor den aufgebrachten Frauen damit herum. Wir bestellten bei der Gelegenheit gleich Wermut bei ihnen.

Plötzlich standen sechs Polizisten vor uns. Die Uniformen waren nicht ganz vollständig, hier und da fehlte ein Schulterstück oder ein Spiegel. Deutliches Zeichen für eine Stasi-Maskerade. Ich saß außen auf einer Bank und prustete meinen Wermut hinaus. Vor die Füße der Schergen. Sagte noch: »Jungs, könnt Ihr Euch nicht mal anständig kostümieren, wenn Ihr uns besuchen kommt?«

Wir grölten, die Polizeidarsteller hatten wutrote Gesichter. Sie kassierten unsere Ausweise und beratschlagten. Notierten die Arbeitsstellen, Statist beim Fernsehen der DDR, Hausfrau, Heizer, Zugbegleiter und Mitarbeiter des Rates der Stadt. Das war ich. Noch. Sie verwarnten uns und verwiesen uns des Cafés. Weil sie unbedingt warten wollten, bis wir ausgetrunken hatten, dauerte der Spaß etwas länger. Draußen sah ich die auf den Bordstein hochgefahrenen Wartburgs des Einsatzkommandos und bekam den nächsten Lachanfall. »Wir sind doch hier nicht in Chicago!«, rief ich den vermeintlichen Polizisten hinterher, untergehakt mit Katja, die ihre Ratte schwenkte.

Am nächsten Tag erwartete mich die ganze Riege im Sitzungssaal beim Rat der Stadt. Ich sollte erklären, ob ich diese kriminellen Subjekte kennen würde, ein Disziplinarverfahren war bereits eingeleitet, die Delegation zum Studienplatz nach Berlin fragwürdig geworden. Ich bekam einen Tag Bedenkzeit.

Am folgenden Vormittag erklärte ich der erneut versammelten Truppe, dass es sich um meine Freunde handele. Die ich nicht verleugnen, sondern mich eher für ihre Integration in den realsozialistischen Alltag einsetzen wolle, als mich von ihnen zu distanzieren. Das Herz klopfte mir bis zum Hals. Ich schaffte es

irgendwie, Haltung zu wahren und nicht zu zittern. Das hatten sie nicht erwartet. Der Stadtrat fragte noch, ob mir klar sei, dass ich gerade das Lager wechseln würde.

Wir vergötterten Laibach, die jugoslawische Band mit den herrlich einfachen Botschaften. So zitierte ich im Hinausgehen die Liedzeile »Das Schwarz und Weiß ist kein Beweis« und ging, meine Entlassungspapiere holen. Meine Kollegen saßen an ihren Schreibtischen und sahen angestrengt in ihre Papiere oder aus dem Fenster. Ich hastete ins Klo und heulte.

Ich hebe den Blick. Mo zuckt die Schultern, sieht konzentriert auf den Boden. Scharrt mit den Spitzen ihrer Schuhe. Aber Katrin gibt nicht auf. »Ja was hast du denn dann gemacht, hast du dich beschwert, hast du mit der Gewerkschaft, der Parteileitung gesprochen? Du hättest aber auch Reue zeigen können, dann wärst du doch bestimmt nicht rausgeflogen, oder?«

Ich winke ab, schenke mir nach und trinke den Wein in einem Zug aus. »Kinder, mir reicht's, feiert man schön weiter! Ich verschwinde wieder.«

Beim aufstehen schwanke ich. Katrin hält meine Hand fest.

»Nina, hör doch mal, was willst du denn jetzt machen?«

»Pinkeln, wollt' ich die ganze Zeit schon. Ahoi, Brüder«, rufe ich den erstaunten Zechern auf der anderen Seite zu. »Und du bau mal eine schöne, realsozialistische Stadt, Schätzchen!«, sage ich zu Katrin, winke Mo kurz zu und bin raus.

Katrin ist empört. »Wusstest du das?«

Mo windet sich. »Meine Mutter hat Nina öfter mal gesehen. Nachmittags am Alten Markt. Da hängen die Punks immer an der Marietta-Bar rum, pöbeln die Leute an. Na ja, Nina ist wohl auch dabei.«